

Bücher

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **41 (1961-1962)**

Heft 10

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BÜCHER

SPEKULATION ÜBER DIE ZUKUNFT

Fünfzehn Jahre nach dem verheerendsten Krieg, den die Menschheit je geführt hat, erfreut sich Westeuropa, einer der Hauptkriegschauplätze des dritten Weltkrieges, eines größeren Wohlstandes als je zuvor: Eine Bevölkerung, die gegenüber 1938 um 15 Prozent gewachsen ist, verbraucht um 60% mehr Konsumgüter als damals, das totale Sozialprodukt ist um 70% angestiegen, die Produktion von Industrieerzeugnissen gar um mehr als 100%. Diese Tatsachen im einzelnen festzustellen und ihre Gründe zu untersuchen ist verlockend; völlig faszinierend aber ist die Frage nach der zukünftigen Entwicklung.

Die Aufgabe, eine Prognose der wirtschaftlichen Entwicklung in Europa in den nächsten 10 Jahren zu stellen, hat eine Arbeitsgruppe des Twentieth Century Fund unter der Leitung von *J. F. Dewhurst* angepackt; die Ergebnisse einer Studie, welche sich über mehrere Jahre hin erstreckte, sind in einem umfangreichen Band *Europes Needs and Resources* zusammengestellt, der vor einigen Wochen beim Twentieth Century Fund in New York und bei MacMillan in London erschienen ist. Was vor uns gestellt wird, ist das Bild einer Völkergemeinschaft von 295 Millionen Menschen, welche ohne Zweifel am Anfang dessen steht, was W. W. Rostow «the age of high mass production» nennt, am Anfang also des letzten bisher auf dieser Erde aufgetretenen Stadiums der ökonomischen Entwicklung hochindustrialisierter Gesellschaften. Diese Völkergemeinschaft befindet sich außerdem am Beginn eines ungeheuren Unternehmens: des Abenteuers der europäischen Integration.

Es scheint den Autoren nicht realistisch, die außerordentlich hohe Wachstumsrate von 4,3% pro Jahr, welche die Dekade 1950—1959 auszeichnet, in die Zukunft zu

extrapolieren. Einmal sind die 50er Jahre dieses Jahrhunderts bei weitem nicht als eine normale Wirtschaftsperiode zu betrachten, sondern müssen als «boom-decade» bezeichnet werden, weil sie bestimmt waren durch einen großen Nachholbedarf aus den 40er Jahren, welcher mit dem Beginn des Zeitalters der Massenproduktion zusammenfiel; die vergangene Dekade ist das Ergebnis einer ungewöhnlichen Koinzidenz. Es werden daher in der vorliegenden Untersuchung zunächst diejenigen Größen in die 60er Jahre hinaus extrapoliert, welche gemeinsam das zu erwartende wirtschaftliche Wachstum bestimmen: Bevölkerungszahl, Beschäftigungsgrad, Arbeitszeit und Produktivität; Bezugsjahr ist das Jahr 1955. Die Resultate: Europa ist weit fortgeschritten auf dem Wege von der ursprünglichen, natürlichen Stabilität bei hoher Geburts- und Sterberate zur hochzivilisierten Stabilität bei kleiner Familiengröße und kleiner Geburts- und Sterberate. Diese Tendenz wird sich verstärken, die Geburtenzahlen werden weiter abnehmen, die Anzahl alter Menschen wird zunehmen, und für 1970 sind 320 Millionen Westeuropäer zu erwarten (1955: 295 Millionen); in einer Welt «explodierender» Bevölkerungszahlen bedeutet dies eine sehr geringe Zunahme. Die arbeitende Bevölkerung wird sich zwischen den Altersklassen verschieben, aber im ganzen gleich wie 1955 etwa 45% der totalen Bevölkerung ausmachen; insbesondere ist mit vermehrter Frauenarbeit zu rechnen, während die jungen Leute im Alter von 15 bis 19 im Mittel später in den Arbeitsprozeß eintreten werden. Durch die effektive Zunahme der Bevölkerung in ganz Europa und durch eine Reduktion der restlichen Arbeitslosigkeit besonders in den Mittelmeerländern wird die westeuropäische Arbeitskraft bis 1970 um 10,2% zunehmen. Die jährliche

Zahl der geleisteten Arbeitsstunden pro Arbeitnehmer wird von 2228 (1955) um 6% auf 2094 (1970) sinken; die Abnahme wird verursacht durch kürzere Arbeitswochen und die allgemeinere Verbreitung von drei Wochen bezahlter Ferien. Die total geleisteten Arbeitsstunden pro Jahr werden daher bis 1970 nur um 3,6% ansteigen, das heißt nahezu konstant bleiben. Die wesentliche Größe, die sich ändern wird, ist die Produktivität: Auf Grund ihrer sorgfältigen Abschätzung prophezeien die Autoren eine Verbesserung der Produktivität um 2,7% jährlich, das heißt einen Anstieg um 49% vom Bezugsjahr 1955 bis 1970. Daraus ergibt sich wegen der geringen Veränderung der Bevölkerung, wie zu erwarten, ein enormer Anstieg des Sozialproduktes pro Kopf auf 142,8%, der Verbrauch an Konsumgütern wird sogar auf 159,2% ansteigen. Pro Mensch bedeutet das eine Vereineinhalb-fachung des Konsumverbrauches! Wie wird das unser Leben beeinflussen:

Der Aufwand für Zwecke der Erziehung und Ausbildung wird auf 173% (1955 = 100%) ansteigen, denn zum Beispiel doppelt so viele Jünglinge und Mädchen zwischen 15 und 19 Jahren werden Schulen besuchen wollen; der Aufwand für Universitäten und Hochschulen wird auf 150% steigen. Das technische Zeitalter verlangt immer höher qualifizierte Arbeitskräfte, die stark ansteigende Produktivität stellt höhere und höhere Anforderungen an die arbeitende Bevölkerung. Vernachlässigung von Erziehung und Ausbildung birgt größte Gefahren: nicht schritthaltende Ausbildung der Arbeitskräfte führt zu Arbeitslosigkeit wie zur Zeit in den USA.

Der jährliche Aufwand für Wohnbauten wird nicht gar so stark (auf 138%) ansteigen; der große Nachholbedarf aus den 40er Jahren ließ das Baugewerbe in den 50er Jahren weit vor dem durchschnittlichen Aufwand voraus-eilen.

Die Ausgaben für Lebensmittel werden etwa im gleichen Maße wie das totale Sozialprodukt ansteigen (auf 153%); die Erfahrung lehrt, daß mit zunehmendem Lebensstandard der Aufwand für das leibliche Wohl bis auf ca. 30% des verfügbaren Einkom-

mens sinkt, sich dann aber stabilisiert: bei weiterem Anstieg des Einkommens werden offensichtlich zusätzliche Aufwendungen gemacht für bessere und teurere Lebensmittel.

Wir werden uns besser kleiden (Aufwand 160%), besser wohnen (166%), uns mit Haushaltapparaten umgeben (209%) und für Transport den Aufwand gar auf 261% steigern.

Hinter diesen verblüffenden Zahlen steckt eine völlige Revolutionierung unseres Lebens; die beängstigend rasche Veränderung des täglichen Lebens, die seit 1945 vor sich gegangen ist, wird im beschleunigten Tempo voranschreiten. Der Vergleich mit Amerika liegt nahe; das Lebensklima in Europa wird sich dem amerikanischen angleichen:

Menschen, die zunehmend freie Zeit zu ihrer Verfügung haben, werden in modernen und bequemeren und mit allen erdenklichen Haushaltmaschinen ausgerüsteten Wohnungen, meist in Einfamilienhäusern, wohnen. Wohnkolonien werden in lockerer Bauweise wie ein Pilz über die von Autobahnen und Erdölleitungen durchzogene Landschaft kriechen. Dreimal mehr Automobile als 1955, mehr als doppelt so viele wie 1960 und oft zwei pro Familie werden zur Verfügung stehen. Diese weitere Zunahme der Automobile in den kommenden 60er Jahren wird über den notwendigen Straßenbau und den Umbau ungeeigneter städtischer Verhältnisse größten Einfluß auf das Baugewerbe ausüben. Die vom Automobil erzeugte Zugänglichkeit neuer Gebiete für Wohnzwecke und dezentralisierte Industrieanlagen wird wesentlichen Einfluß auf den europäischen Charakter der Landnutzung haben. Automobil und Dezentralisation von Wohnen und Arbeit werden einander wechselseitig anregen. Die zunehmende Erzeugung von Gütern bedingt immer wichtiger werdende Transportprobleme. Modernisierte, meist elektrifizierte Eisenbahnen werden zwar prozentual weniger Fracht und Personen befördern als 1955, weil der Straßenverkehr zunehmen wird, werden aber absolut bedeutend größere Volumina zu bewältigen haben. Bessere und teurere Lebensmittel werden in modernsten Food-Markets angeboten, oft zu

fertigen Mahlzeit zubereitet; Rückwirkungen auf die Landwirtschaft sind unvermeidlich.

Ratenzahlungsgeschäfte werden zunehmen und manche Anschaffung zu einer eigentlichen Miete degradieren. Mit verschärftem Reklameaufwand wird man um die Gunst seiner Majestät des Käufers werben. Die Produktion für kleine Gruppen von Konsumenten verschwindet zu Gunsten der Massenproduktion für den Riesenmarkt einer Masse mit nivellierter Einkommensverteilung. Abwärtsnivellierung durch progressive Einkommenssteuern und Aufwärtsnivellierung durch den gewaltigen Anstieg der Reallöhne, gesetzliche Minimallöhne, Subvention des Wohnungsbaus, Kinderzulagen, Mutterschafts- sowie Alters- und Hinterbliebenen-Versicherung erzeugen den großen Kreis der Konsumenten, deren nivellierte Ansprüche die Voraussetzung für die Massenproduktion sind; akzentuiert wird diese Tendenz durch die geographische Vergrößerung der Märkte, infolge fortschreitender Integration. Zwar existieren noch bedeutende Einkommensunterschiede, aber nahezu alle Verdienstklassen werden immer stärker Mittelklass-Gewohnheiten entwickeln bezüglich der Güter und der Dienste, die sie verlangen. Europa wird erobert von der Dynamik der Massenproduktion: je mehr man produziert, desto billiger kann man produzieren, und die Nivellierung der Klassenunterschiede ergibt neue Verdienstmöglichkeiten.

Voraussetzung für die Steigerung der Produktion ist die genügende Versorgung mit Energie und Rohstoffen. Noch 1925 konnte Europa seinen Energiebedarf fast vollständig aus eigener Produktion decken, aber schon 1955 mußten von unserem Energiebedarf in der Höhe von 770 Millionen Tonnen Kohlenäquivalent 188 Mio. t importiert werden, 85% dieser Menge als Erdöl. 1970 werden wir 1070 Mio. t benötigen und davon 440 Mio. t Kohlenäquivalent als 280 Mio. t Erdölprodukte importieren müssen. Die Gewinnung von Kohle ist, von kleinen Schwankungen abgesehen, konstant auf einem Niveau, welches schon 1913 erreicht war! Die Atomenergie wird nur ca. 1% des Bedarfs von 1970 beitragen. «Carrying coals

to Newcastle» ist zur europäischen Regel geworden, und es wird die Regel bleiben. Für mindestens zwei weitere Dekaden wird Europa in zunehmendem Maße Energie in Form von Kohle und hauptsächlich Erdöl importieren, während die eigene Kohlenförderung konstant bleiben wird.

Die Entwicklung der Atomenergie und eventuelle Fortschritte auf dem Gebiete der Kohlennutzung können jedoch auf längere Sicht die Situation ändern. Nimmt man an, die Atomenergie werde etwa ab 1980 in größerem Umfang nutzbar sein, so muß man fragen: Wie viel soll man dann heute in einer Kohlenindustrie investieren, die Energie nur zu ständig steigenden Preisen liefern wird? Ein neues Kohlenbergwerk muß mindestens 30 Jahre in Betrieb sein, bis es abgeschlossen ist. Und wie weit darf Europa abhängig werden von Erdöllieferungen aus Ländern in Nordafrika und dem Mittleren Osten, in denen die politische Entwicklung nicht abzusehen ist? Das Vordringen Rußlands auf die europäischen Ölmärkte ist zu betrachten unter dem Gesichtspunkt unserer zunehmenden Abhängigkeit von Lieferanten, die uns nicht gewogen sind. — Schwierigkeiten ähnlicher Art, wenn auch weniger ausgeprägt, bestehen bei der Versorgung mit Rohstoffen.

In reichhaltigen Kapiteln werden die einzelnen Gebiete des wirtschaftlichen und sozialen Lebens behandelt: Wohnverhältnisse, das Gesundheitswesen, soziale Versicherung und Gesetzgebung, die verwickelten Probleme der Landwirtschaft, die Fortschritte der Technologie und vieles andere. Die Autoren haben eine übersichtliche, ausführliche und höchst anregende Darstellung der Tendenzen des europäischen Wirtschaftslebens gegeben, die für alle diejenigen von größtem Wert sein wird, die Beschlüsse mit langfristigen Konsequenzen fassen müssen. Es werden aber auch die Grenzen einer Studie offenbar, welche über 10—15 Jahre hinweg zu extrapolieren versucht: Der Einfluß technischer Entwicklung ist oft nicht vorhersehbar. Niemand hätte wohl 1945 vorausgesehen, in welchem Maße die Elektronik an Bedeutung gewinnen würde oder welche Revolution innerhalb der Elektronik selbst die Entwicklung des Transistors verursachen

würde; andererseits wurden die Aussichten für die baldige Nutzung der Atomenergie in großem Rahmen noch vor 6—8 Jahren wesentlich optimistischer beurteilt als heute.

Wo liegt die Hoffnung?

Trotz der ausgesprochenen ökonomischen Vorteile der Vereinheitlichung der Lebensgewohnheiten und des Verbrauches scheint es zweifelhaft, ob die Methoden der Massenproduktion sich in dem Maße wie in Amerika in Europa anwenden lassen. Die sprachlichen und kulturellen Unterschiede sind in Europa so groß, daß eine allzu weitgehende Uniformierung wohl nicht akzeptiert würde.

Die Struktur der Wirtschaft der Neuen Welt bildete sich im Zeitalter der Industrialisierung gleichzeitig mit dem Zusammenschmelzen des amerikanischen Volkes aus all den einzelnen Einwandererströmen, die aus Europa herüberkamen. So entstand in den letzten hundert Jahren der große einheitliche

Markt gleichzeitig und koordiniert mit der Fähigkeit, Güter in großer Zahl zu produzieren.

Die europäischen Völker hingegen wurzeln noch immer tief in der Vergangenheit und haben aus ihrer Geschichte Eigenarten und besonderen Charakter bewahrt; deshalb kann es nicht das Ziel sein, das amerikanische Beispiel einfach zu kopieren. Europa muß aus der amerikanischen Erfahrung lernen, diese Erfahrungen mit seiner Eigenart und Vielfalt konfrontieren und nach einer Synthese suchen, die es erlaubt, das wesentlich Europäische zu bewahren. Gelingt eine solche «konservative Modernisierung», so wird Westeuropa in Zukunft wiederum eine führende Rolle zu spielen haben. Das große Interesse, welches in den USA der europäischen Entwicklung entgegengebracht wird, beweist, welche Erwartungen in uns gesetzt werden.

Heinz Albers-Schönberg

ENGLISCHE NEUERSCHEINUNGEN

Die Absichten eines Buchverlages sind ein derartig esoterisches Geheimnis, daß selbst ihre eigenen Autoren immer wieder erneuten Anlaß zur Verwunderung erhalten. Dies trifft ganz besonders zu, wenn man sich die Übersetzungen ansieht, die die großen europäischen Sprachgebiete unter der zeitgenössischen Literatur aussuchen und drucken lassen. Ob in Paris oder London oder Rom, ein prüfender Besucher wird eine Tatsache feststellen können, die er in Madrid, Bonn und Stockholm bestätigt findet: es sind nicht die Spitzenleistungen, die überall vertreten sind, sondern durchweg Bücher, die einen Tiefstand offenbaren, der nur durch das spekulative Interesse an die verborgensten Instinkte einer Massenkundschaft zu erklären ist. Kitsch, Schmutz und die Ausgeburt kranker Gehirne lassen sich eben besser verkaufen als Lyrik, Kritik oder nachdenkliche Reflexionen über unsere Zeit. Darüber hinaus gibt es Neuerscheinungen in jedem Lande, dessen

Copyright sich entweder nicht verkaufen läßt, weil es zu teuer ist, oder weil sich vielleicht der Kunde nicht dafür interessieren könnte. Andererseits gibt es aber immer wieder eine Reihe von neuen Büchern, die eigentlich ihrer Thematik wegen in allen Kultursprachen vorliegen sollten. Hier läge eine fruchtbare Aufgabe für die UNESCO, sich einen Verlag anzugliedern, der nur solche Bücher in den Hauptsprachen der Welt herausgeben sollte, deren Copyright unverkäuflich ist, die aber einen pädagogischen Wert im weitesten Sinne des Wortes besitzen. Diese Gedanken kamen mir angesichts einer Reihe von Neuerscheinungen in englischer Sprache, die wegen ihres Themas, ihres Umfangs oder Preises kaum eine Chance besitzen, eine deutsche Veröffentlichung zu erleben, obwohl gerade diese Bücher sicherlich auf einen großen Kreis von Interessenten stoßen würden.

Ist es eigentlich schon einmal einem Le-

ser, der sich für englische Literatur interessiert, aufgefallen, daß es kaum eine englische Literaturgeschichte gibt, die lesbar ist? Die beste entstammt zudem den beiden Franzosen Legouis und Cazamian und ist eigentlich eine gewaltige Enzyklopädie, die als Nachschlagewerk ihren unbestreitbaren Wert besitzt, aber kaum als Lektüre verdaut werden kann. Die *Cambridge History* ist von einer pedantischen Trockenheit, daß man zweifeln könnte, ob die Literatur eines Landes wirklich die Reflexion der gesellschaftlichen Veränderungen vorstellt. Kein Kunstwerk vermag isoliert von jener Kultur zu existieren, die es ins Leben gerufen hat. *David Daiches*, Professor der Englischen Literatur in Cambridge, legt in einem zweibändigen Werk eine *Critical History of English Literature* (Secker and Warburg) vor, die ein Meisterwerk an Auswahl und Betonung vorstellt. Literaturgeschichten sind heute wenig gefragt. Die Mode unterstreicht die «praktische Kritik», die nach der Lektüre eines Werkes einsetzt, aber nicht viel von den Ansichten eines Kritikers über einen anderen Autoren profitieren möchte. Man muß Professor Daiches' Werk loben, weil es ein mutiges Unterfangen vorstellt, in diesen Tagen allgemeiner Spezialisierung die Evolution der englischen Literatur von den Resten angelsächsischer Balladen bis in unsere Tage kritisch darzustellen. Diese beiden Werke wird man kaum auf verstaubten Bücherbrettern finden, wenn man sich über die Daten eines vergessenen, elisabethanischen Dramatikers unterrichten will. Man wird sie lesen, von Anfang bis zum Ende, weil sie einen informierenden Spiegel englischer Kultur vorstellen. Hier schreibt nicht ein distanzierter Forscher, sondern ein «engagé», ein Lehrer, der überreden möchte, um schließlich zu überzeugen. Daiches schreibt einen unterhaltenden Stil, dem es oft nicht an Humor und sardonischem Lächeln mangelt. Natürlich ist ein solches Werk nicht frei von Fehlern, die vielleicht auf das Konto persönlicher Vorurteile des Autoren zu setzen sind. Das Schreiben einer Literaturgeschichte ist oft als ein «selbstmörderisches Abenteuer» geißelt worden. Man hat es mit der Höhle eines Drachen verglichen, an dessen Eingang der

kritische Leser verharret, um sich nachdenklich die Spuren zu betrachten, die in die Höhle hinein, aber niemals hinausführen. Ich selbst bin gegenwärtig mit der Niederschrift einer «Englischen Kulturgeschichte» beschäftigt und weiß um die Fallen und Verlockungen, um die unverrückbaren Skrupel, die solchem Unterfangen in unseren Zeiten gegenüberstehen, die lesbarer Kürze wegen auf narkotische Würze verzichten möchten. Was Daiches hier geschaffen hat, findet kein Gegenstück im englischen Schrifttum von heute. In diesem Werk liegt ein moderner Schlüssel zum Verständnis englischer Literatur versteckt, den jeder England-Interessent verwenden sollte, um sich um wesentliche Kenntnisse zu bereichern.

Wie schwer es ist, ein historisches Textbuch zu schreiben, das auch das große Leserpublikum mit anhaltendem Interesse lesen kann, weiß jeder Schriftsteller, der Geschichte schreiben möchte. Seit über 30 Jahren bemüht sich Oxford, seine «Geschichte Englands» herauszugeben, ein Unterfangen, das mehr als einmal in die Untiefen schärfster Kritik und Verurteilung gelaufen ist. Zwei Historiker sind über ihren Manuskripten gestorben, bevor ein dritter, *Steven Watson*, endlich den Band über *The Reign of George III* (Oxford Press) herausbringen konnte. Jene sechzigjährige Regierungszeit (1760 bis 1820) ist eine der wichtigsten Perioden englischer Evolution und als Epoche selten in all ihrer Vielfältigkeit dargestellt worden. Im Gegenteil, es gibt unzählige Schilderungen wichtiger Aspekte, die erneut den Hang unserer Zeit zur Spezialisierung unterstreichen. George III. war der Regent, in dessen Lebenszeit sich Europa grundlegend änderte und die überseeische zur neuen Welt wurde. Es sind jene Jahrzehnte gewesen, in denen der englische Erfinder und Entdecker technische Revolutionen in Bewegung setzten, die unserer Welt von heute ihr typisches Gesicht gegeben haben. England verlor seine amerikanischen Kolonien, um sich ein Kolonialreich zu erobern, wie es keine Nation mehr seit den Tagen eines Augustus oder Trajan gekannt hatte. Die traditionelle Gesellschaftsstruktur des Inselreichs bricht zusammen, um die große Re-

formbewegung unvermeidlich zu machen, die England zu einer Demokratie machen sollte. England führt seinen gigantischen Kampf gegen Napoleon durch und wird zum Weltherrscher. In Literatur und Kunst erwirbt sich England unter George III. den Anspruch auf das schmückende Beiwort, ein Land der «Silbernen Renaissance» zu sein. Diese 60 Jahre in lesbarer Form zu präsentieren, ist ein großes Verdienst. Man bewundert die Klarheit des Stiles, Watsons Fähigkeit, die verwirrten parteipolitischen Verhältnisse eindeutig zu definieren, und der Elan, mit dem er den Leser durch das Labyrinth von Personen und Persönlichkeiten führt, die damals den Gobelin englischer Geschichte durch ihre Farbenfreudigkeit verschönt hatten. Das Buch hat 600 Seiten. Man wäre versucht, sich weitere hundert Seiten zu wünschen, da vielleicht Gesellschaft und Kultur zu summarisch abgetan worden sind. Eine Zeile über Tom Paine ist eben zu wenig. Schließlich sind die Auswirkungen der Romantik auf die kontinentale Literatur so gewaltig gewesen, daß sie Erwähnung finden sollten. Aber wer einen reichen Kuchen essen darf, soll sich nicht beschweren, wenn einige Rosinen fehlen. Die englische Kritik war sich einig, daß dieses großartige Werk für die «nächsten Jahrzehnte» die Bibel für die Interessenten dieser erregenden Epoche vorstellen dürfte.

Der Film ist längst volljährig geworden und hat sich durch seine unvergeßlichen Erzeugnisse den Anspruch erworben, als eine wahre Kunst anerkannt und als solche kritisiert zu werden. Der Triumph des Fernsehens hat den Film an einen Scheideweg gebracht, der seine Zukunftsmöglichkeiten entscheidend beeinflussen könnte. Werden auch weiterhin so viele Kinotheater geschlossen werden, um schließlich die Aufgabe des ersten Films, ein Spiegel der Zeit zu sein, unmöglich zu machen? Werden wir nur noch «Unterhaltungsfilme» sehen oder wird die Filmindustrie den Mut aufbringen, diese visuelle Befriedigung mittelmäßig entwickelter Sinne dem Fernsehen zu überlassen, um sich mit ihrer Produktion weitgehend auf die Bedürfnisse des ersten Kinobesuchers einzustellen, der in ihr eine Kunst sieht? Es ist des-

wegen der richtige Zeitpunkt, kritischen Rückblick zu halten und mit weitsichtiger Vorsicht in die Zukunft zu spähen. Vor 30 Jahren erschien in England *The Film till Now*, dessen Verfasser *Paul Rotha* der Pionier des englischen Dokumentarfilms gewesen ist und sich als einer der ersten Filmproduzenten Gedanken über Sinn und Zweck des Films gemacht hat. Nach langem Sträuben legt er jetzt das gleiche Buch vor (Mayflower Press), das um dreißig Jahre verlängert worden ist und damit auf über 800 Seiten anwächst. Dieser Überblick über die wesentlichen Strömungen und Ergebnissen des Weltkinos sind für jeden ernsthaften Studenten der zehnten Muse unentbehrlich. Für jeden Kritiker ist er ein verlässliches Nachschlagewerk. Rothas Mitarbeiter, Richard Griffith, ist der Bibliothekar der Film-Bibliothek des New Yorker Museums for Modern Art, dem vor allen Dingen die 175 überaus seltenen Photos zu verdanken sind. Es ist aber nicht nur der historische Überblick, der das Interesse weckt, sondern auch der theoretische Teil, eben eine Fülle von soziologischen und psychologischen Beobachtungen und Analysen, die die ganze Pädagogik und Propädeutik des Films als Mittel für Massenpropaganda und Masseninstruktion erschöpfen. Zugegeben, dieses Werk ist bereits jetzt sehr umfangreich. Aber die einzige kritische Bemerkung, die sich erheben läßt, ist die etwas summarische Behandlung der Entwicklung des Films nach dem Kriege, die auch nicht durch die ausgezeichnete Bibliographie und das Sachverzeichnis wettgemacht werden kann. Nachdenklich stimmt das Schlußwort, ein nicht ganz überzeugendes Plaidoyer für den Film als Kunstgattung. «Im Augenblick, in dem das Fernsehen die Rolle des Kinos als Hauptkanal für Massenunterhaltung übernimmt, muß und wird der Film seine völlige Freiheit von seinen ausschließlich kommerziellen und/oder politischen Ausbeutern gewinnen, um die volljährige und verantwortliche Erwachsenenposition einer großen Kunst sui generis zu gewinnen.» Angesichts der noch immer überwiegenden Filmprogramme, die zumeist auf finanziellen Überlegungen basiert sind, ist eine erhebliche Skepsis noch immer am Platz.

In England findet man nur selten Intellektuelle in hohen politischen Stellungen. Ein Intellektueller ist ein Unsicherheitsfaktor, der in keine empirische politische Rechnung paßt. Diese Feststellung mag eine Erfahrung traditioneller praktischer Staatskunst sein, wenn auch wahrscheinlich eingeräumt werden muß, daß das politische Leben Englands dadurch an Interesse verliert, um eine oft unerträgliche Farblosigkeit zu gewinnen. Es ist die monolithische Maschinerie des Parteiapparates gewesen, die es einem Intellektuellen unmöglich gemacht hat, sich als «Unabhängiger» im englischen öffentlichen Leben zu betätigen. *James Joll* hat es sich zur Aufgabe gestellt, an Hand dreier Essays zu zeigen, welches die Rolle der *Intellectuals in Politics* (Weidenfeld & Nicholson) in anderen Ländern gewesen ist. Die gewählten Beispiele erscheinen zuerst seltsam, wenn sie auch schließlich den Beweis für die These des Autors liefern. Das Leben Léon Blums brachte ihm als Führer der «front populaire» 1936 die Ministerpräsidentschaft von Frankreich. Walter Rathenau, Außenminister der Weimarer Republik und Spiritus rector des Rapallo-Vertrages, wird ermordet. Filippo Marinetti, der Futurist und als solcher Mitbegründer der italienischen Faschistenbewegung, hat noch immer nicht seinen Einfluß in europäischer Literatur und Kunst verloren. Die Karriere aller drei Männer endete in einer Katastrophe. Besonders tragisch liegt der Fall Walter Rathenau, den junge Nationalisten einer Generation ermordeten, die der deutsche Jude zum Weltbürgertum und zur Demokratie bekehren wollte. Obwohl gerade in diesem schwierigen Falle James Joll alle Waffen einer analytischen Zerlegung benutzt, vermag er doch nicht, jene irrationale Romantik Rathenaus zu verstehen, jene aufreibende Ambivalenz eines Juden, der nordischer und deutscher als die meisten Persönlichkeiten seines Volkes dachte und fühlte.

Das Thema, das das Leben dieser drei Männer zusammenhält, die direkt nichts miteinander zu tun gehabt haben, entstammt der Wirkung auf drei Idealisten, «jenen schädlichen Einfluß, der durch kaum wahrnehmbare Abweichungen alle Aktion verzerrt und

zerstört». Alle drei Männer machten auf anderen Gebieten Karriere, bevor sie ins politische Leben gesogen wurden. Alle gehörten der gleichen Generation an und wuchsen in einer Zeit verhältnismäßiger Stabilität auf, um ihr Leben im Aufruhr des 20. Jahrhunderts zu beenden. Alle drei waren Männer, die sich bewußt gewesen sind, daß die Entwicklung der Technologie ein neues Zeitalter geschaffen hat, so daß sie sich bemüßigt fühlten, sich damit zu akkommodieren. Die Laufbahn aller drei wirft die Frage auf, wie weit ein Mensch von großer Intelligenz oder Einbildungskraft, Sensibilität oder Originalität oder Skrupellosigkeit in der Lage ist, sich gegen die Zerreißprobe einer rücksichtslosen politischen Maschine zu behaupten, und ob der Intellektuelle in der Politik nicht ab ovo verurteilt ist, einen völligen Fehlschlag seiner eigenen Tugenden wegen zu erleiden. These und Behandlung sind herausfordernd, wobei dem intelligenten Leser genügend Spielraum überlassen bleibt, sich seine eigenen Vorstellungen zu einem Problem zu machen, das zur Krise unserer Zeit gehört und verständlich macht, warum in der Politik überall eine mittelmäßige Unzulänglichkeit zu triumphieren scheint.

Vor 18 Jahren war *William Shirers* «Berlin Diary» eines der meistgelesenen Bücher im freien Europa. Shirer war der letzte amerikanische Journalist, der in Berlin stationiert gewesen ist und sich über den Verlauf des anscheinend siegreichen Krieges an Ort und Stelle glänzend zu informieren gewußt hat. Nach vielen Jahren legt er nun eine monumentale Geschichte vor, *The Rise and Fall of the Third Reich* (Secker and Warburg), die 1250 eng gedruckte Seiten umfaßt. Seit Kriegsende sind immer wieder Versuche gemacht worden, die 15 Jahre barbarischer Schmach in Gesamt- und Einzeldarstellungen zu beschreiben, nicht immer sine ira et studio und nur zu oft mit den Gesten eines abbittetunden Krokodils. Es ist deswegen auch oft darauf hingewiesen worden, daß die Historie größeren zeitlichen Abstand benötige, nicht nur um die Chronik des Dritten Reichs zu erzählen, sondern sie vor allen Dingen geschichtlich zu bewerten.

William Shirer wendet sich gegen diese Auffassung, indem er betont, daß sich niemals zuvor so viele Dokumente und andere Beweise des besiegten Feindes vorgefunden hätten als in den Jahren, die dem deutschen Zusammenbruch folgten. Er glaubt nicht, daß überhaupt noch neue Evidenz auftauchen könnte, die das gesamte Bild wesentlich beeinflussen könnte. Vor allen Dingen, glaubt Shirer, wären eben noch genügend Protagonisten jener Jahre am Leben, die sich an den Ablauf der Ereignisse erinnern könnten. Shirer zitiert Thukydides, der durch den größten Krieg seiner Zeit gelebt hat, den er später beschrieb: «Damals war ich bereits alt genug, die Ereignisse zu begreifen und ihnen meine Aufmerksamkeit zuzuwenden, um die ganze Wahrheit darüber zu lernen.» Man darf William Shirer gratulieren, daß er wirklich die ganze Wahrheit gelernt und in einem Buch niedergelegt hat, das höchstwahrscheinlich das letzte Wort für lange Jahre vorstellen wird. Er fand es nicht einfach, die volle Wahrheit über das braune Deutschland zu lernen. Für ihn ist Adolf Hitler der letzte der abenteuerlichen Welteroberer gewesen, denen die Explosion der Atombombe ein Ende bereitet hat. Mit den Waffen eines erprobten Psychologen versehen, erzählt Shirer die Geschichte vom Aufstieg des Wiener Vagabunden und sozialen Schädlings. Er beschränkt sich indessen nicht auf die Chronik seines Lebens, sondern gräbt nach den ideologischen Wurzeln, nach dem vernichtenden Einfluß, den Richard Wagner, Houston Stewart Chamberlain und Gobineau auf den Phantasten im Nachtsyl ausgeübt haben. Shirers Beweisführung ist glänzend dokumentiert, wenn er nachweist, daß Hitler nur das Endprodukt einer Entwicklung gewesen ist, den das Deutsche Volk seit den Tagen des «Volksverrätters» Martin Luther genommen hat und den es stets als den Messias erwartet hatte, der es aus dem Dschungel politischer Irrwege herausführen würde. Mirabeaus berühmtes Diktum, daß Preußen nicht ein Staat mit einer Armee, sondern eine Armee mit einem Staat gewesen wäre, entspricht der Mentalität der deutschen Majorität, die gelernt hätte, daß ein Deutsches Reich nur durch nackte Gewalt geschmiedet

und durch nackte Aggressivität zusammengehalten werden könnte.

Die soziologische Analyse, die Shirer über die Lage der verschiedenen Klassen und Berufe im Dritten Reich darstellt, ist niemals geschrieben worden. Auch hier wird an der erbärmlichen Haltung des deutschen Offizierskorps überzeugend exemplifiziert, daß es sein Kadavergehorsam gewesen ist, der schließlich die wahnsinnige Diktatur eines Psychopathen ermöglicht hat. Das Buch enthält auch eine Bibliographie, für die man nur extra Dank sagen kann. Natürlich gibt es Dinge und Personen, die man anders als Shirer bewerten möchte. Aber der Autor ist fair genug, auf andere Möglichkeiten der Auswertung aufmerksam zu machen, wenn er die eigene Meinung für eine Spekulation hält. Nicht ohne Schaudern darf man feststellen, wie viele ehemalige Protagonisten heute wieder eine einflußreiche Rolle spielen und wie verhältnismäßig unbekannt unter den Massen die abgrundtiefe Diabolik des ganzen Regimes gewesen ist. Deswegen ist das Motto berechtigt, das Shirer Santayana entnommen hat: «Jene aber, die sich nicht der Vergangenheit erinnern, sind dazu verurteilt, sie noch einmal durchleben zu müssen.»

*

Kate Silbers umfassende Biographie und Bewertung von *Pestalozzi* (Routledge, Kegan Paul) ist die erste befriedigende Gesamtdarstellung, die der große Schweizer Pädagoge und sein Werk in England gefunden hat. Ihr Erscheinen trifft mit der Begründung des ersten Pestalozzi-Kinderdorfs in Großbritannien zusammen, das verständlicherweise die Aufmerksamkeit auf die Ideenwelt Pestalozzis gezogen hat, der in einer Zeit einer fundamentalen Erziehungskrise, wie sie im Inselreich gegenwärtig zu verspüren ist, erheblich an Bedeutung gewinnt. Miß Silber hat bereits in deutscher Sprache Bücher über Pestalozzi und sein Werk veröffentlicht. Sie wirkt heute als Privatdozentin in Edinburg.

Es überrascht etwas, wenn sich Miß Silber als eine Art Kreuzfahrerin betätigt, die auszieht, den Briten Kenntnis und Respekt für Pestalozzi beizubringen, da sie anschei-

nend der Meinung ist, er wäre völlig unbekannt. Dies ist indessen kaum der Fall. Wer in England Pädagogie studiert oder eine Volksschullehrerprüfung macht, muß gute Grundkenntnisse über die Ideenwelt Pestalozzis besitzen. Wenn dieser bedeutende Schweizer in England nicht zur Geltung gekommen ist, so liegt die Erklärung für diesen Umstand in der traditionellen Struktur des englischen Erziehungswesens und seiner Freude am Experiment und der völligen Unabhängigkeit von staatlicher Aufsicht. Wären die Vorstellungen und Absichten Pestalozzis in England selbst verwendbar gewesen, so hätten die Briten sicherlich nicht gezögert, sich ihrer zu bedienen.

Abgesehen von diesem fundamentalen Mißverständnis über die Kenntnisse der Person und des Werkes Pestalozzis ist das Werk ganz ausgezeichnet. Es begnügt sich nicht mit einer Erklärung seiner Unterrichtsmethoden oder seiner humanen Grundhaltung

zu Kindern und armen Menschen. Mit Recht und mit abgewogener Distanz unterstreicht Miß Silber Pestalozzis heutige Bedeutung als Sozialkritiker, politischer Reformers und weitsichtiger Humanist. Er war ein Seher und Prophet, der sich über die Gefahren der Industrialisierung des Lebens im klaren gewesen ist und Reformvorschläge hinterließ, die auch heute noch nicht ihre Wirksamkeit eingebüßt haben. Es ist ein ausgezeichnet geschriebenes Werk, das den Beweis für die These liefert, daß der humanitäre Geist und die menschliche Gesinnung Pestalozzis eindrucksvoller als seine gedruckten Werke gewesen sind, die schließlich nur von Fachleuten gelesen werden. Wenn heute Pestalozzi als Symbol für menschliche Freiheit, nationale Wohlfahrt und Weltfrieden gilt, dann wären diese stolzen Tugenden genügend, das Erscheinen des Buches vollauf zu rechtfertigen.

Alex Natan

DIE GEGENSTANDSLOSE KUNST — EIN DENKFEHLER

In unserer Zeit ist es bekanntlich nicht mehr gestattet, irgendeine Kunst nach Belieben auszuüben. Man darf nicht mehr malen, bildhauern, komponieren, dichten, wie man will. Es gibt, jeweils, strenge Vorschriften, nach denen man sich zu richten hat. Wer diesen Vorschriften nicht gehorcht, der macht sich selbst zum Paria, zum Outcast, und er muß es auf sich nehmen, wie ein solcher behandelt, das heißt verachtet und unterdrückt zu werden. Im Bereich der bildenden Kunst nun kann man, zur Zeit, in die höchste Kaste nur dann eingereiht werden, wenn man sich jener Kunstgattung verschrieben hat, die sich die abstrakte nennt, jene, die auf die Darstellung des Gegenständlichen völlig verzichtet. Ausschließlich solchen Künstlern wird das Recht zugebilligt, sich als modern, als zeitgemäß zu bezeichnen, mögen sie sich in der mühsameren Art Kandinskys betätigen oder auf die leichtere Art jener Tachisten, der Kleckser, die die Farbe

aufs geratewohl über die Leinwand schleudern. In immer stärkerem Maß lassen die Beherrscher des modernen Kunstlebens allein die Vertreter der gegenstandslosen Malerei überhaupt gelten, werden nur ihre Werke ausgestellt, mit Preisen und Auszeichnungen bedacht. Die Majorität des kunstsinnigen Publikums, die an den «abstrakten» Bildern keinen Gefallen finden kann, wird verachtungsvoll beiseite geschoben, Mitglieder der Kunstinstitute oder der Behörden, die die gegenstandslose Kunst nicht voll unterstützen, werden ohne Unterlaß aufs heftigste angegriffen.

Es mag zunächst unbegreiflich erscheinen, daß sich auf solche Weise, trotz Beibehaltung der demokratischen Spielregeln eine allmächtige Tyrannis etablieren konnte. Nur die Unsicherheit des Publikums und der Behörden gegenüber dem verwirrenden Andrang an allzu Neuem und mehr noch die beschämende Charakterlosigkeit und Feig-

heit jener, die ihre Überzeugung verleugnen, konnten einen derartigen Zustand aufkommen und sich behaupten lassen. Schon all diese Umstände zeigen, daß es sich hier keineswegs um banale Kunstfragen handelt; es liegt vielmehr ein Problem vor, das das Wesen unserer Kultur zutiefst betrifft. Und es war wohl vor allem diese weitere Perspektive, die den Nationalökonom *Wilhelm Röpke* dazu veranlaßte, die zweite Auflage des Buches von *Hans Münch: Die gegenstandslose Kunst — ein Denkfehler*¹ mit einem Vorwort einzuleiten.

Der Maler Hans Münch, Baden-Baden, hat sich um die Kultur unserer Epoche verdient gemacht, indem er den ungewöhnlichen Mut aufbrachte, gegen die herrschende Strömung mit aller Kraft anzukämpfen.

Manchen mögen im Titel seines Buches die Worte «ein Denkfehler» stutzig machen. Denn es kann wohl befremden, wenn von einem Denkfehler gesprochen wird, da doch zunächst nicht von Philosophie, sondern von Kunst die Rede ist. Und dennoch ist dieser Ausdruck treffend und voll berechtigt. Denn die Richtung der gegenstandslosen Malerei ist ja keineswegs einem vitalen, natürlichen Drang entsprungen, sondern, gleich der Zwölftontechnik in der Musik, mühsamer Gedankenarbeit. Schreibt doch Kandinsky, ihr Begründer, in seinem «Rückblick»: «Erst nach vielen Jahren geduldiger Arbeit, *angestregten Denkens*, zahlreicher, vorsichtiger Versuche... kam ich zu den malerischen Formen, mit denen ich heute arbeite...»

Münch geht nun mit starkem, geistigem Rüstzeug daran, zu beweisen, daß der gegenstandslosen Kunst wesentliche Elemente fehlen, ohne die es echte Kunst nicht geben kann. Den entscheidenden Schlag führt er, indem er die übliche Verteidigung, den Vergleich der gegenstandslosen Malerei mit der Musik, ad absurdum führt. Und hier stellt er auch den Denkfehler fest, denn er weist nach, daß der Musik eine innere Ordnung innewohnt, die der grammatikalischen Ordnung der Sprache vergleichbar ist. Gegenüber der ungegliederten, gleitenden Skala der Farbe besitzt die Musik das natürliche Grundelement des in sich abgeschlossenen, genau umgrenzten Tones. Die Natürlichkeit dieses

Grundelementes erweist sich darin, daß nicht nur der Mensch, sondern etwa auch die Amsel sich seiner bedient. Demgegenüber wäre jedes Element, das man in der gegenstandslosen Malerei statuieren wollte, willkürlich und künstlich, sei es im Linearen das Quadrat oder der Kreis oder im Bereich der Farbe eine Skala bestimmter Farben. In weitgehender Ähnlichkeit mit der Musik zeigt uns in der Welt des Gegenständlichen fast alles Sichtbare eine vorgesetzte Ordnung, die menschliche oder die tierische Gestalt ebenso wie jede Pflanze oder der Kristall. Ja selbst das typische Produkt menschlichen Schaffens, der Tisch, das Haus, die Maschine, verkörpert eine Ordnung, die aus innerer Notwendigkeit entstanden ist. Und es wäre noch hinzuzufügen, daß das Gegenständliche in der sichtbaren Welt für uns mit einem unermeßlichen Reichtum an seelisch-geistiger Beziehung erfüllt ist. Auf diese unerschöpfliche Beziehungswelt nun, die dem Künstler stärkste Impulse gibt und in gleicher Weise auf den Beschauer wirkt, verzichtet die gegenstandslose Malerei. Das schlechteste Bild, das einen Gegenstand wiedergibt, hat zumindest noch irgendeinen Sinn. Dagegen zeigt die ungegenständliche Arbeit eine erschreckende Leere, sobald nicht ein besonderer Reiz an Farbe und Form zutage tritt.

Im zweiten Teil seines Buches bringt Münch Zitate, die geeignet sind, seinen Standpunkt zu erhärten. Sie stammen aus sehr verschiedenen Quellen, es kommen Kant und Goethe zu Worte wie etwa auch Hans Thoma, Max Liebermann, Max J. Friedländer, Wilhelm Hausenstein oder Hans Sedlmayr. Viele dieser Gedanken sind so stark und treffend, daß sie das Problem in wenigen Worten blitzartig erhellen.

Ganz besonders verdienstvoll und wichtig ist im 3. Teil des Buches die kühne, mit zahlreichen Dokumenten belegte Darstellung der Erlebnisse, die Hans Münch als Autor seines Buches hinzunehmen hatte. Hier wird die Tyrannis, die unsere heutige Kunstwelt beherrscht, zum erstenmal mit greifbarer Deutlichkeit vor Augen geführt. An seinen Zusammenstößen mit der Presse und mit Museumsdirektoren und Kunstbehörden er-

weist sich, mit welchen Mitteln, mit welcher Parteilichkeit die machtausübende Kaste gegen Unbequeme vorzugehen weiß. Ein Beispiel, das mehr aussagt, als eine ganze Streitschrift es vermöchte, sei angeführt:

«Ein Maler wird von offiziell mit dem Vorschlagsrecht ausgestatteter Stelle zum diesjährigen staatlichen Hans-Thoma-Preis vorgeschlagen. Eine höhere Stelle des Badisch-Württembergischen Kultusministeriums aber entscheidet wie folgt: „Nach unseren Feststellungen und Erkundigungen ist dieser Maler, der im Dritten Reich als zu modern galt und deshalb als entartet verboten war, ein tüchtiger Künstler, der sehr wohl irgendwann einmal für einen Staatspreis

in Frage kommt. Aber vorläufig kann er nicht in Frage kommen, weil er sich durch seinen Vortrag «Die gegenstandslose Kunst — ein Denkfehler» *zu sehr exponiert hat.*»

Mit einer Schamlosigkeit, die den Atem stocken läßt, wird hier offen bekannt, daß in einem Fall, in dem allein die künstlerische Leistung zu belohnen war, nicht diese, sondern das parteimäßige Verhalten beurteilt wird.

Nun, es ist wohl gut, derlei einmal schwarz auf weiß zu haben.

Rudolf Huber-Wiesenthal

¹ Eduard Wancura Verlag, Stuttgart.

«Leonardo da Vinci sagt: Wenn in euerm Sohne nicht der Sinn steckt, dasjenige, was er zeichnet, durch kräftige Schattierung so herauszubeben, daß man es mit Händen greifen möchte, so hat er kein Talent.

Und ferner sagt Leonardo da Vinci: Wenn euer Sohn Perspektive und Anatomie völlig innehat, so thut ihn zu einem guten Meister.

Und jetzt verstehen unsere jungen Künstler beides kaum, wenn sie ihre Meister verlassen. So sehr haben sich die Zeiten geändert.»

Goethe in Eckermann «Gespräche mit Goethe», 13. Dezember 1826